

## XII. Die Liebesgötter nach der Jahrtausendwende

»Das sagt man nicht«, und das hieß natürlich auch: »Das tut man nicht!« – wer von den heute Lebenden erinnert sich in unserem Land noch solcher Tabus,<sup>366</sup> die seine Eltern und die heute so genannte Umwelt mühevoll, geduldig und nicht ohne Gewalt in ihn eingepflanzt haben, so daß er sie nie wieder ganz los geworden ist, sei es auch nur dadurch, daß er konsequent gegen sie handelt, und daß man diesen Vorgang Erziehung nannte? Wer kann sich noch der Zeiten erinnern, da man das »schreckliche Wort« Scheiße, besonders als »Dame« nicht »über die Lippen brachte?«<sup>367</sup> Da ein pensionierter General, dem an der Hoftafel des ehemaligen Königs von Sachsen in Sibyllenort beim Anhören irgendwelcher antimonarchischer Schandtaten eines Kollegen der Ausruf entschlüpfte: »Das Arschloch!«, allen Ernstes vorhatte, sich daraufhin zu erschießen? Heute sind das doch unentbehrliche Bestandteile des alltäglichen Wortgebrauchs. Aber das waren ja auch die Zeiten, als sich noch niemand freiwillig »outete«, sondern das, womit er heute auftrumpfen würde, zu seiner vor fremden Blicken abgeschirmten Privatsphäre gehören ließ, und sei es auch nur, weil dergleichen damals noch bestraft wurde. Überhaupt wusste man damals sehr viel mehr als man sagte, besonders in allem, was Geschlecht und Fortpflanzung, die einschlägigen Organe und Vorgänge betraf, und überließ es den Kindern, sich allein irgendwie, meist untereinander, »aufzuklären«. Es gab Knaben- und Mädchenschulen, die jede eine Welt für sich bildeten, und dies getrennte Dasein setzte sich dann in den diversen Vereinen fort. Erst in der Tanzstunde wurden dann die Geschlechter unter den sorgsamem Blicken der Mütter vom »Drachenfels« zusammengeführt.

Das alles ist doch gar nicht so lang her, erreichbar noch durch ältere »Zeitzeugen«.

Aber das waren ja auch die Zeiten, in denen man mit Bestrafung zu rechnen hatte, wenn man als Radfahrer freihändig oder auf dem »Trottoir« oder gar links fuhr, in denen es noch kaum Autos gab und keine Einbahnstraßen, und in denen das Risiko eines »Strafmandats« tatsächlich noch mit jedem »Schutzmann« drohte, in denen man also am besten auch nicht auf den Rasen trat oder auf den überall vorhandenen Absperrzäunen zu balancieren wagte, denn diese Schutzleute konnten allerwegs auftauchen, und jeder kleine Beamte konnte einen unbestraft angrobsen, weil die Autorität eines Staates hinter ihm stand, der sich den Ruf erworben hatte, daß unter seiner Regie alle klapppte, besser als beim »Zivil«. In der Tat wurde die Post dreimal

---

<sup>366</sup> Von PFISTER, Tabu, Sp. 632, so beschrieben: »[...] der Begriff des Krafterfüllten, der je nach dem Wesen und der Wirkung dieser Kraft bald als heilig und rein, bald als unheilig und Scheu einflößend, bald als ein Verbot aussprechend sich darstellt.«

<sup>367</sup> Soeben stoße ich auf einen Zeitungsartikel, der mir gestattet, meine Reminiszenzen mit wenigstens einem Fall zu belegen. Im Hamburger Abendblatt liest man ein Interview von Melanie Wassink mit dem Hamburger Werbefachmann und Jury-Mitglied im Art Directors Club Fred Baader (1949), »Geschmack der Masse entscheidet«, in dem Folgendes gesagt wurde: »Ich erinnere mich, daß mir meine Eltern als Kind sogar verboten haben, mit einem Jungen zu spielen, der »Scheiße« gesagt hatte. Heute haben sich die Dinge geändert, und ich frage mich, ob ich anfangs, altmodisch zu werden.« Das tat er aber nur, als seine eigenen Kinder das »Laßt Euch nicht verarschen«-Lied sangen.

täglich ausgetragen, und man konnte sicher sein, daß ein Brief, den man in Hamburg in den blauen Kasten steckte, seinen Empfänger in München am nächsten Tag erreichte, von der Bahn und sonstigen »Diensten« zu schweigen. Hatte man zu jener Zeit nicht auch starke Hemmungen, seinen Nächsten zu berühren oder gar zu verprügeln? Man schlug sich lieber auf Duellen oder »Mensuren«. Man sagte »bitte« und »danke«, man war nicht unbescheiden, stahl nicht und ließ noch Schlimmeres bleiben aus keinem anderen Grunde, als weil man das eben alles »nicht tat«. Man fuhr auch nicht in der Ersten Klasse, wenn man kein entsprechendes Billet hatte, und es gab dieser Klassen ganze vier, usw. usw.

Ich bin 1911 geboren – übrigens im gleichen Jahr, als in New York Theodore Dreisers »Jennie Gerhardt« erschien, ein Roman, in dem man manchen Beleg zu dem finden kann, was hier von dieser Zeit behauptet wird – und ich will doch daraus gewiß nicht den beliebten Schluß ziehen, früher sei alles besser gewesen, die Sprache sowieso. Man sollte gerade die Sprache nicht immer nur eschatologisch betrachten.<sup>368</sup> Sie ist auch Zustand, nicht nur Stadium. An Stelle des funktional Gewordenen tritt stets etwas Neues, bisher nicht Genutztes. Das eben pflegt man ja als »Leben« der Sprache zu bezeichnen, und darin sucht man das *tertium comparationis* mit anderen »Organismen« und ihrer »Struktur«. Aber sehen wir einmal näher hin, was dann etwa von den sprachlichen Veränderungen des abgelaufenen Jahrhunderts zum bleibenden Besitz unserer Sprache werden könnte.<sup>369</sup> Ist es etwa die größere Uniformität der Einzelsprachen und das Absterben ihrer Mundarten? Das erfüllt doch von den beiden antagonistischen Kräften, die in der Sprache wirksam sind, *force unificatrice* und *esprit particulariste*, nur die eine auf Kosten der anderen und wird sogleich die Partikularisten auf den Plan rufen, die an das Artensterben in der Tier- und

<sup>368</sup> Das hat z. B. Arthur Schopenhauer 1851 getan. Er sagt (in: HÜBSCHER, Schopenhauer, Band 6, Kap. 25, Über Sprache und Worte § 298a, S. 519f.): »Bekanntlich sind die Sprachen, namentlich in grammatischer Hinsicht, desto vollkommener, je älter sie sind, und werden stufenweise immer schlechter, – vom hohen Sanskrit an bis zum Englischen Jargon herab, diesem aus Lappen heterogener Stoffe zusammengeflickten Gedankenkleide. Diese allmähliche Degradation [...], ist [...] ein schwer zu lösendes Problem. Wir können doch nicht umhin, das erste aus dem Schooße der Natur irgendwie hervorgegangene Menschengeschlecht uns im Zustande gänzlicher und kindischer Unkunde, folglich roh und unbeholfen zu denken: wie soll nun ein solches Geschlecht diese höchst kunstvollen Sprachgebäude, diese komplizierten und mannigfaltigen grammatischen Formen erdacht haben? Selbst angenommen, daß der lexikalische Sprachschatz sich erst allmählig angesammelt habe. Dabei sehen wir andererseits überall die Nachkommen bei der Sprache ihrer Eltern bleiben und nur allmählig kleine Änderungen daran vornehmen. Die Erfahrung lehrt aber nicht, daß in Succession der Geschlechter die Sprachen sich vervollkommen, sondern, wie gesagt, gerade das Gegenteil: sie werden nämlich immer einfacher und schlechter«. Dies »Problem« löst er durch den Gedanken, »daß der Mensch die Sprache instinktiv erfunden hat«, und dieser »Instinkt sich nachher, wenn die Sprache einmal da ist und er nicht mehr zur Anwendung kommt, allmählig, im Laufe der Generationen, verliert«.

<sup>369</sup> Manches davon hat SICK, Dativ bereits Revue passieren lassen. Aber all unsere Sprachkritik, von Schopenhauer an, leidet darunter, daß sie mit Argumenten nichts bewirkt hat und zum folgenlosen Unterhaltungsschrifttum geworden ist, wie allein die Titel zeigen: WUSTMANN'S Sprachdummheiten haben den Anfang gemacht, Beispiele aus späterer Zeit sind WOLF, Federkiel; JANCKE, Fußweg, und SANDERS, Sprachkritikastereien.

Pflanzenwelt erinnern und ihre Rechte preisgegeben sehen. Außerdem hat es politische, keine sprachlichen Ursachen.

Oder sind es die kürzeren Sätze, die an Stelle langer, oft schwer zu übersehender Perioden besonders des schriftlichen Sprachgebrauchs getreten sind? Das war doch schon immer eine stilistische, keine bloß linguistische Frage. Man wird hier eher eine Folge sinkender Gedächtniskraft und schlechter Gedankendisposition erkennen müssen, als einen Zuwachs an sprachlichen Mitteln.

Kann man die zunehmende Substantivierung und Abneigung gegen Verben auf die Habenseite schreiben? Sie sind doch das Merkmal jeder Wissenschaftssprache, etwa schon im Sanskrit, und werden besonders von den Juristen aller Zeiten und ihrem Bedürfnis nach zirkumskripten Tatbeständen verbreitet.

Sind es die Bildungen auf *-bar*, von denen *machbar* und *unverzichtbar* (das noch dazu regelwidrig gebildet ist) doch schon gängige Wörter geworden sind,<sup>370</sup> zu schweigen von jenem *unkaputtbar*, mit dem sich die Werbesprache selbst parodiert?

Oder sind es die Abkürzungen und Stummelwörter, die im Namen der *USA* schon früh repräsentiert und in der *SU* mit ihrem *ZK*, der *Tscheka* und dem *Nar-komwneschnetorg* systematisch hochgelobt worden sind? Sie haben sich durch die vielen technischen und institutionellen Siglen der jüngsten Zeit karzinomatös vermehrt und sind zur bloßen Mode geworden, denn in den seltensten Fällen sind sie eine reale Zeitersparnis.<sup>371</sup>

Und schließlich die hyperkorrekte Kennzeichnung des Femininums bei den *nomina agentis*, auch wenn sie *anceps* gebildet sind und gebraucht werden, wie *der* oder *die Beamte(te)* mit dem Ergebnis der *Beamtin* usw. Hier sind zudem die »Sachen« besonders deutlich vor den »Wörtern« im Wandel und haben diese erst nach sich gezogen: Erst der Wunsch, die Gleichberechtigung der Frauen nachzuholen, hat dazu geführt, auch ihre sprachliche Repräsentanz augenscheinlich zu machen, und weil dabei eine ganze Epoche der Weltgeschichte und mehrere Weltreligionen zu korrigieren sind, dürfte das keine leichte Sache sein, jedenfalls keine, die durch die Bürokratie zu lösen wäre.

Ob diese und ähnliche Novitäten zum bleibenden Bestand werden, muß sich also erst herausstellen.

Eine Quelle ständiger Bereicherung oder Störung – *tout dépend du point de vue* – könnte dabei auf einem Gebiet sprudeln, das inzwischen zu einem voll professionalisierten Gewerbe geworden ist, nämlich der erwähnten Werbung. Sie bietet ständig

<sup>370</sup> Ich nenne dieses Suffix, weil es euphonisch zu den scheußlichsten Resultaten führt, z. B. in dem durch die Mathematiker geläufigen *vernachlässigbar*, doch könnte ich auch die Bildungen auf *-fähig* aufführen, die zeitlich etwas jünger scheinen, oder die auf *-gerecht*, über die bereits gearbeitet worden ist, und die auf *-mäßig*, die ihren Höhepunkt bereits überschritten haben dürften. Den *-bar*-Bildungen entsprachen früher verbale Fügungen wie *machbar = zu machen*, was die Berliner zu dem Kalauer veranlasste: »Nicht zu machen, schließt von selbst«.

<sup>371</sup> Man vergegenwärtige sich den Werdegang eines Durchschnittsstudenten von heute: Nachdem er durch die *Kita* gegangen ist und das *Abi* gemacht hat, steht er vor der Wahl, irgendwo ein *Azubi* zu werden, zieht mit Hilfe von *Bafög* die *Uni* vor, studiert *BWL*, besucht nun das *Audimax* (gelegentlich auch das *Cinemaxx*) fährt seinen *VW* und wirkt im *Asta* bis er schließlich eine *Ich-AG* gründet und u. U. mit *Ver.di* in Konflikt gerät.

eine Menge linguistischer Anregungen, die meist nur den Zweck haben, aufzufallen, aber doch eben dadurch einprägsam sind. Allerdings muß sich hier erst die Spreu vom Weizen trennen. Auch damit werden ja heute eigene Instanzen beschäftigt, die freilich oft seltsame Vorstellungen vom Weizen haben. Einstweilen können wir immer nur *ex eventu* wissen, wie die Entwicklung läuft, obwohl wir längst die technischen Mittel hätten, diese Frage *serius* zu beantworten; so z. B. die, ob die zunehmende Hybridität, die Unterwanderung auch unserer Sprache durch das Englische,<sup>372</sup> Bereicherung oder Zerstörung mit sich bringt, denn sie hängt von zu vielen extralinguistischen Faktoren ab, als daß sie heute und ein für allemal entschieden werden könnte. Vielleicht muß man der Pidginisierung dieses Jahrhunderts als Voraussetzung oder Folge der im Gang befindlichen großen Vereinheitlichungen mehr Beachtung schenken,<sup>373</sup> denn mit dem Siegeszug des Englischen als Welt-Zweitsprache allein ist es nicht getan. Der ist wohl einstweilen nicht mehr aufzuhalten, nachdem das so lange geltende Französische auf der Strecke geblieben ist. Man hat so viel an neuen »Sachen« dazuzulernen, daß man im allgemeinen mit den Bezeichnungen möglichst wenig zusätzliche Arbeit haben möchte. Infolgedessen liegt das Interesse dieses technischen Jahrhunderts nicht mehr eigens auf sprachlicher Korrektheit, geschweige Schönheit oder auch nur Zweckmäßigkeit. Der Schub des Neuen ist so erheblich, daß er über die Beharrlichkeit obsiegt, den *status quo* möglichst lange zu bewahren, schon allein deswegen, weil es ja stets auch die Brücke zur Vergangenheit gefährdet, wenn an ihm gerüttelt wird, und hier krankt die *Brave New World* besonders augenscheinlich. Was wirklich als Bereicherung einer Einzelsprache gelten könne, ist schon deswegen schwer wahrzunehmen, weil jegliche Änderung des Systems zunächst nur als Fehler erscheint, der objektiv meist wenig Einfluß auf die Verständigung ausübt, subjektiv aber, wenn bemerkt, dann getadelt wird. Ich will mich da gar nicht ausnehmen, denn es scheint auch mir die Pflicht des Trägers einer Sprache mit fest gewordenem System und langer schriftlicher Überlieferung, gegen Regelwidrigkeiten, die aus purer Nachlässigkeit oder Unkenntnis stammen, zu protestieren. Auch ich zucke zusammen, wenn jemand sagt »meines Erachtens nach«, wenn er die albernen Scherzbildungen »in keinster Weise«, »nichtsdestotrotz« und »trotz und alledem« verwendet, oder wenn er im Ernst »den Toten gedenkt«. Vielleicht wird es im Duden von 3000 stehen: »Früher mit dem Genitiv gebraucht, jetzt meist Dativ«, aber z. Z. gilt unser Sprachgebrauch, und wenn man ihm überhaupt nomothetische Gesetze zubilligt, so muß man sie befolgen.

<sup>372</sup> Die Lehnübersetzungen wie *einmal mehr* (vgl. span. *una vez mas*) – *once more* oder *es macht Sinn* – *it makes sense* sind gewöhnlich schnell integriert, denn sie bereiten keine Verständigungsschwierigkeiten; die eigentlichen »Fremdwörter« bleiben meist auf spezielle Gruppen beschränkt, die halbadaptierten (*relaxen, händeln, downgeloadet* usw.) haben wohl die besten Aussichten auf weitere Verbreitung. Ein besonders offenes Einfallgebiet ist das Computerwesen, in dem Sätze wie der folgende nichts Auffälliges mehr haben: »Mit dem Add-In soll es möglich sein, den Mailordner von Microsoft Outlook noch vor dem Download von Junkmails zu befreien, so daß auch gefährliche Mails erst gar nicht auf den Privat PC gelangen.« Daß aber auch ein so kompakter Einfluß ebenso schnell durch einen anderen ersetzt werden kann, wenn sich die Konstellation ändert, gibt mit Recht Hans-Jürgen Schlamp zu bedenken: Brüsselisch für alle, in: *Der Spiegel* 2005/7, S. 133.

<sup>373</sup> Über diese Fragen habe ich mir bereits Mitte des vorigen Jahrhunderts einige Gedanken gemacht; vgl. GERHARDT, Problematik.

Doch kommen wir auf die schrecklichen Wörter zurück, die es heute nicht mehr sind, – die Wortzeichen jedenfalls; ob auch die bezeichneten Sachen, steht auf einem anderen Blatt. Der übliche Terminus für diese Spielart des Sinnwandels, nämlich »Melioration«, simplifiziert den Vorgang. Es spielen zu viele Gründe mit, als daß man darin nur die moralische »Verbesserung« sehen sollte. Wie viele Sprecher das Zeichen im alten Sinne verwenden und dadurch schließlich bewirken, daß dieser alte Sinn verblasst, die Art der Einbindung im sprachlichen System der Wortbildungselemente und seiner Chronologie, schließlich der Ersatz des negativ indizierten Zeichens durch ein nachgeschobenes anderes und dergleichen mehr zeigen, daß der Vorgang auf mehreren Ebenen vor sich gehen kann, und daß diese Form der Entwicklung nicht nur auf die einfache Formel zu bringen ist: »– → +«. Allerdings sind die Produkte der menschlichen Ausscheidung wohl seit je auch ästhetisch ausgegrenzt worden, und das Bedürfnis nach einem starken Universal-Negativum hat nicht umsonst immer seine Wörter gerade aus diesem Bereich gewählt. Daß es das getan hat und weiter tut, ist dabei noch nicht einmal so schlimm; unästhetisch ist es auf jeden Fall, doch stört etwas anderes: Die gedankenlose Verwendung und die Nuancenlosigkeit eines Zeichens statt vieler führt wahrlich zu einer »schrecklichen« Verarmung und Vergröberung auch im Denken und Empfinden. Früher wurde das wohl noch humoristisch aufgefasst. Man erinnert sich vielleicht der gerichtlichen Feststellung in einem angeblichen Beleidigungsprozeß in Bayern, die Redensart, die durch Götz von Berlichingen literarischen Nachruhm erworben hat, nämlich »Lemiam«, diene 1. dazu, ein Gespräch einzuleiten, 2. ein Gespräch abzuschließen, und 3. um dem Gespräch unvermutet eine andere Wendung zu geben.<sup>374</sup> Jetzt kann man auf die Nachricht von einer Naturkatastrophe ebenso wie auf eine Trauerbotschaft damit reagieren, kann jemand mit der Aufforderung zur Vorsicht raten: »Mach keinen Scheiß«, kann die Tatsache, daß man Unrecht hat, mit dem Kommentar versehen, man habe »Scheiße gebaut«, kann, wenn man selbst etwas peziert hat, z. B. als Polizist einen Unschuldigen erschießt, nach Zeitungsberichten nichts sagen als: »Ach du Scheiße«, kann von mißliebiger Kunst meinen, sie sei Scheiße, oder kann das Wetter, ja wenn man will das ganze Leben Scheiße finden, kurz das Wort ist als reflektorische Äußerung anzusehen, und zwar auch aus weiblichem Munde, denn das Privileg der Frauen, gewisse Teile der Männersprache *nicht* zu gebrauchen, ist inzwischen auch dahin.<sup>375</sup> Man kann sogar seine Kinder entsprechend lehren (»Sag mal Scheiße, kriegst auch 'nen Lolli«). Das Schlimmste daran ist die phantasielose Verwendung als alles-oder-nichts-bedeutendes Negativum; es fehlt jede vermittelnde Glimpf-Form, wie das früher noch öfters wahrgenommenen »Scheibenhonig« oder »-kleister«, Redner gebrauchen es *ex cathedra*, Schriftsteller verwenden es im »Sonett«, und mündlich wird es allenfalls amerikanisiert als *Sbit*. Die sprachliche De-Eduktion, die diesen monotonen, aller Variabilität abholden *abusus* anzeigt, hat ihre Früchte getragen. Auf Meliorationen muß man zwar immer gefasst sein – Mist war auch nicht sehr viel besser, auch ihn konnte

<sup>374</sup> Über den richtigen Kern dieser Feststellung vgl. ZINTL, *Influences*, und auch LACHNER, *Worte*, Kap. 15 »Nur vier Worte«, S. 140–151.

<sup>375</sup> Im Gegenteil: Sie trumphen sogar damit auf, wie die Pop-Sängerin Pyranja aus Rostock: »Ich will zeigen, daß auch Frauen dieses Macho-Vokabular gebrauchen können« (KOISCHWITZ, *Pop*, S. 176).

man »bauen«, auch *Schelm* war einmal ein »schreckliches« Wort,<sup>376</sup> – aber was hier vor aller Augen und Ohren vor sich geht, ist ein Wandel im menschlichen Verhalten und keine bloße Sinn- oder Lautverschiebung. Wann und wo er eingetreten ist, läßt sich kaum durch »Erstbelege« datieren, denn *lingua non facit saltum*. Das Umfragewesen mit Hilfe entwickelter Technik müßte an solchen Fragen mehr interessiert sein, mehr Mittel müßten aufgewendet und an mehr Stellen Beobachtungsmöglichkeiten geschaffen werden. Außerdem ginge die Sache damit in die Hände der Soziologen. Die Duden-Redaktion und Erhebungen über das »Wort des Jahres« nützen da gar nichts.<sup>377</sup> Zudem werden alle Früchte des Medienzeitalters zwar reichlicher als früher eingebracht, aber auch viel weniger sorgfältig aufbewahrt. Es bleibt also die Frage, was diese Welle hervorgerufen haben könnte, die übrigens nicht auf unser Land beschränkt, sondern anderswo genau so zu konstatieren ist.<sup>378</sup> Mag sein, daß schon die vielen heimkehrenden Soldaten des letzten Krieges den groben Männerjargon mit zurückbrachten, an den sie sich im Leben beim »Barras« hatten gewöhnen müssen, und daß ihre Kinder ihn aufnahmen. Die Emanzipation der Frauen hat bewirkt, daß auch sie sich diese Ausdrucksweise angeeignet haben, was verständlich, aber bedauerlich ist, denn unserer Sprache hätte eine Sänftigung durch das weibliche Element (wie man es sich wenigstens bis dahin vorstellte) gewiß gut getan. In die Kreise der »Bildung« drang diese Analterminologie wohl erst in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts vor, wobei die verschiedenen »Bewegungen« sie jeweils für ihre Zwecke ausfuhren.<sup>379</sup>

<sup>376</sup> Mit der ursprünglichen Bedeutung »Abdecker, Verbrecher«, wie aus dem Kompositum *Schelmstück* noch zu ahnen, aber in dem Adjektiv *schelmisch* bereits zu seiner heutigen Bedeutung verniedlicht ist.

<sup>377</sup> Schon 1803 kam der achtzehnjährige Schmeller zu der Einsicht: »Allein der Punkt der Sprache ist ein Punkt, über den nicht die Stimme, die That Einzelner; sondern nur der thätige dauernde Beifall von Tausenden festzusetzen vermag« (BARKEY, Schmeller, S. 34).

<sup>378</sup> Wieder wüßte man gern, wann zuerst. Was Frankreich betrifft, so sagte mir Anfang der 50er Jahre der französische Lektor in Münster, der gedankenlose Gebrauch von *merde* usw. sei in seiner Sprachgemeinschaft schon längst selbstverständlich geworden. Vielleicht geht eine gewisse französische Priorität auch aus den Versen von ODEMAN, Blatt, S. 65 hervor:

Gib acht, daß die Geduld einmal  
durch Überspannung dir nicht reiße,  
es wirkt auf manchen sehr fatal,  
sagst du im Zornesausbruch Sch ...  
Steckt dir die Wut im Halse schon,  
daß dich nicht halten mehr zehn Pferde,  
das hilft denn auch, und sage: *merde!*

Amerika und England waren wohl noch eher mit dem Gebrauch der *Four-Letter-Words* vertraut: Mit den Russen ist die Situation insofern anders, als sie, wiewohl europäische Kulturnation, das orientalische Verfahren anwenden, die Vorfahren zu verunglimpfen, wenn sie fluchen, so im »Russischen Segen«, der bekannten Verwünschung: Sie läßt sich, was die Frequenz und Gedankenlosigkeit angeht, durchaus mit unseren Fäkalwörtern vergleichen. Die frühe Sovetideologie hat schon einmal den (offenbar vergeblichen) Versuch gemacht, ihre Leute zu sparsamerer Verwendung dieser Würze der Rede anzuhalten. Vgl. auch GERHARDT, Vol, hier: Exkurs über ein unschönes Thema, S. 40–42, sowie den von V. I. ŽEL'VIS herausgegebenen Sammelband *Zlaja* (der S. 572–640 auch eine Bibliographie von L. V. BESSMERTNYJ enthält).

<sup>379</sup> Als besonders charakteristisch nenne ich den Versuch von FUCHS, Jahre, die gesamte

Eine besonders breite Schleuse wurde ihr aber von Amts wegen durch die sogenannte »sexuelle Revolution« geöffnet. Sie traf bei uns auf längst geöffnete Ohren der Volksaufklärer aller Fakultäten und besonders natürlich aller pädagogischen Einrichtungen. Sie sind stolz darauf, alle nur irgend sichtbaren Tabus in der Erziehung beseitigt zu haben und knapp dem Babyalter entwachsene Kinder durch Schulzwang mit den im wahrsten Sinne nackten Tatsachen des Sexuellen zu konfrontieren. Dies geschieht bekanntlich seit 1970 durch eine »Sexualkunde« ohne eigene Terminologie, ohne botanische, zoologische oder sonstige Umwege in der trockenen Redeweise der Medizin. Ob damit wirklich die Scheu vor diesem verminten Gelände vermindert wird, ist eine andere Frage, ebenso die, wie die gesamte Gesellschaft auf eine solche Rosskur reagiert. Denn Fragen wie die, welches die günstigste Zeit für die sogenannte »Aufklärung« sei, ob Mädchen oder Jungen verschieden behandelt werden müssten, welcher Einfluß dem sozialen Milieu einzuräumen sei usw., sind gestellt worden, seit den Menschen die Augen aufgetan wurden, aber die Antwort ist zumeist den Beteiligten überlassen geblieben. Selbst die Kirchen haben keine diktatorischen Fristen gesetzt, Jesus hat die Kinder nicht *deswegen* zu sich kommen lassen. Wie immer in solchen Fällen haben sich dann aber verschiedene Konventionen ausgebildet. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hat z. B., unabhängig von Freud und der Wiener Schule, auch die Frauenbewegung versucht, solche Fragen in ihr Programm aufzunehmen. In einer Verlagsnotiz der »Frauen-Rundschau« bei Schweizer & Co. in Berlin und Leipzig hieß es etwa über das »Verschleierungssystem und die Prostitution« von Frau S. de Beer im Jahre 1903 – zwei Jahre vor Freuds »Drei Abhandlungen« – dies System wolle »für die Kinder die geschlechtlichen Vorgänge durch alberne Lügen vom Storch usw.« verdecken, doch es wisse nicht, »was es damit für Unheil in den kindlichen Seelen anrichtet«, wenn man »die Kinder in Unwissenheit über die so wichtigen geschlechtlichen Fragen läßt. Sie nehmen so Schaden an Seele und Leib und sind dann geradezu darauf vorbereitet, allen Lastern anheimzufallen, da sie die Geheimniskrämerei auf Dinge kommen läßt, vor denen sie sonst bewahrt werden würden. [...] Daß es anders werde, ist der Wunsch vieler besonnener Frauen und Männer.« Ein Blick auf das Werk einer der Aktivistinnen dieser Bewegung, Grete Meisel-Hess (1871–1945), zeigt, daß sich der Radikalismus, wie er aus der 1909 erschienenen »Sexuellen Krise« spricht, sich nicht durch die beiden Weltkriege und *ihren* Radikalismus hat halten lassen. Erst in der Nachkriegszeit kam dann die Welle zurück und nicht nur bei den Frauen. Schließlich ist von Amerika aus der »Sexuelle Notstand« in unseren Tagen mit solcher Dringlichkeit und Lautstärke proklamiert worden, daß es gelang, die Politiker in Marsch zu setzen, die nun durch Gesetze das zu erzwingen hoffen, was Sache der Einsicht jedes Einzelnen ist. Jedenfalls aber ist durch das Sexuelle die Zone des Obscoenen erweitert und so in das Lexikon des heutigen Deutschen integriert worden.

Heranwachsenden, die bereits »alles« wissen und vieles ausprobiert haben, die gegen alle Stürme von »Frühlingserwachen«, gegen alles, was ihre Väter aus Schillers

---

deutsche Geschichte in dem verarmten – und natürlich reichlich mit den hier behandelten Obscoenitäten gespickten – Jargon zu travestieren, den die 68er als »Jugendsprache« ansahen, den die Medien ihnen als solche abnahmen und die nachfolgende Generation darin geradezu unterrichteten.

»Glocke« gelernt haben, gleichgültig geworden sind, *müssen* aber auch gegen die dafür vorgesehenen Wörter, ja gegen die ganze von ihnen gespeiste Stilschicht gleichgültig, träge und jeder feineren Differenzierung unfähig werden. Ihnen *müssen* so etwas wie die »schrecklichen« Wörter unserer Ahnen zu normalen Vokabeln werden, die jede Schockwirkung verloren haben, und das Mißfallen an ihnen *muß* ihnen doch einfach lächerlich vorkommen. Ihnen *muß* doch die Welt ärmer an Hochgefühlen erscheinen, außer allenfalls dem der Aggression und des Neids immer mehr von banalen Alltagsempfindungen geprägt werden.

Eines haben die klugen Pädagogen vor allem übersehen: Daß sie sprachlich noch in keiner Weise auf das vorbereitet waren, was sie taten, denn sie sind mit dem Zeichenvorrat und vor allem mit dem Zeichengebrauch auf halbem Wege stecken geblieben. Noch immer haben wir ja keine neutrale Ausdrucksweise zustande gebracht, die für diesen Themenkreis unauffällig bereit läge, noch immer herrscht hier eine Mehrsprachigkeit von Amtsdeutsch und Medizinerjargon einerseits und Vulgärsprache andererseits sowie allenfalls ein Glimpf-Verfahren wie schon zu Goethes Zeiten: »Mußt all die garst'gen Worte lindern, Aus Scheißkerl mach Schurk', aus Arsch mach Hintern«, so empfiehlt der ja schon einem Vorleser des »Götz von Berlichingen«,<sup>380</sup> und so gliedert sich noch heute das gesamte Vokabular dieses Bereichs in entsprechende Spalten:

<i>Amtlich:</i> Kot,	<i>Amtlich:</i> Hinter(n)/teil, Gesäß
<i>Medizin:</i> Exkremente, Fäkalien	<i>Medizin:</i> Podex, Anus
<i>Vulgär:</i> Scheiß(e) masc. & fem.	<i>Vulgär:</i> Arsch(loch), <sup>381</sup> Po(po) <sup>382</sup>
<i>Amtlich:</i> Glied, Geschlecht(steil, Gemächte)	<i>Amtlich:</i> Scham, Scheide
<i>Medizin:</i> Penis, Phallus	<i>Medizin:</i> Vulva, Vagina
<i>Vulgär:</i> Schwanz <sup>383</sup> usw.	<i>Vulgär:</i> Fotze, <sup>384</sup> Möse

<sup>380</sup> Hierbei ist die »merkwürdige Tatsache« augenfällig, daß Goethe sich »in mittleren und späten Mannesjahren« – vor allem also in seiner Sturm- und-Drang-Periode – »die schmutzigen Worte des Volkes für die Teile und Verrichtungen des Unterleibs häufig auf das Papier gebracht hat«, wie BODE, Weib, S. 325 feststellt. Obwohl dieser Hüter des Goethe-Bildes im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts alles tut, um den Intangiblen zu verstehen, kommt er doch nur zu dem Resultat: »Vielleicht hatte auch er zwei Seelen, von denen jeweilig die unedlere zur Herrschaft kam« (S. 257), aber Goethe hat schließlich nur dieselbe Vorliebe für den ungeschriebenen Teil des Wortschatzes gehabt, wie die deutschen Germanisten und Volkskundler, die auf der Suche nach dem »derb-Volkstümlichen« waren und jeden Fund dieser Art freudig begrüßten, während klassische Texte sie offenbar erst in zweiter Linie begeisterten. Vgl. bei BODE, Weib, Buch 4, S. 267 ff. »Das Unsittliche in Goethes Schriften«, besonders das Kapitel »Die anstößigen Stellen«, S. 296 ff.

<sup>381</sup> *Arsch(en)loch* ist heute zur wertfreien bloßen Anredeform eines Teiles der Jugend und ihrer »Sprache« geworden, s. FREIDANK, Kanakisch-Deutsch, passim. Die isländische Entsprechung *rass* scheint übrigens keine negative oder vulgäre Note zu haben.

<sup>382</sup> Seit dem 18. Jahrhundert belegt.

<sup>383</sup> Das an Stelle des obscœn gewordenen *Zagel* trat, aber selbst diesem Schicksal nicht entging. Schon die älteste deutsche Rätselsammlung im Codex Weimar Q 565 aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts folio. 40<sup>v</sup> setzt für *Zagel* ein glimpfliches »Nomen«; s. die Ausgabe dieser Handschrift KULLY, Codex, S. 131 Anm. zu 65, 4. JOHANNES BOLTE hat übrigens als Herausgeber von KÖHLER, Rätsel, diesen und die anderen »priapischen« Sprüche nicht abgedruckt!

<sup>384</sup> Immerhin gibt es auch leise Zeichen einer Gegenbewegung, wenn z. B. von der Hamburger Hip-Hop-Gruppe »Fettes Brot« erklärt wird: »Wir benutzen das Wort Fotze nicht in unseren Texten, denn es ist einfach stillos« (KOISCHWITZ, Pop, S. 176).



Man kann auch die Terminologie der gleichgeschlechtlichen Veranlagung anschließen, die ebenso zwiespältig ist, denn hinter der *vox hybrida* »homosexuell«, die die weibliche und männliche Ausprägung abdeckt, stehen auch hier wieder nur Vulgärwörter, die jetzt erst angehoben werden: *Lesbe* (wie *Espe*), an deren Herkunft von der Insel der Sappho kaum jemand denkt, obwohl die Tourismusindustrie es in gewinnträchtige Erinnerung zu bringen sucht,<sup>385</sup> und das zunächst »pejorierte« *schwul* müssen zu gerichtsfähigen Bezeichnungen der beiderseitigen Gegebenheiten »melioriert« werden.

Weitere Beispiele mag man sich durch Beobachtungen aus dem Bereich »unterhalb der Gürtellinie« – ein dem Sport entnommener, ziemlich kümmerlicher Glimpf-Begriff – selber suchen und auch der Verben nicht vergessen.<sup>386</sup>

Wenn man sich dann künftig nicht mehr schämt, so wird sich doch unsere Sprache weiter schämen: Noch nicht einmal für den Gesamtbegriff des Geschlechtlichen haben wir ihr ein »normales«, d. h. unauffälliges Wort abgewinnen können, das man in ungezwungener Umgangsweise, vielleicht sogar im höheren Tone, und ohne antike oder sonstige Paraphrasen hätte verwenden können, sondern nur das auf seinem Wege vom Lateinischen über das Französische und Englische immer kürzer und immer konkreter gewordene Kurzwort *Sex* (masc. & neutrum.) parat,<sup>387</sup> von dem nun wieder Ableitungen wie das vermutlich scherzhaft gemeinte *sexeln* (nicht *sächseln*!) zu hören sind.

Mit solchem Handwerkszeug wollten nun die Bestallten *par ordre de moufti* Kinder in ihrem schönsten Alter dazu bringen, frei von Scheu mit den Wörtern und Dingen umzugehen, von denen die bisher nur ahnten, was sie sollten. Schlechter konnte eine »Revolution« nicht vorbereitet sein, deren Folgen für unsere geistige Zukunft wir zu ahnen beginnen. Was ist gegen diesen ungefragten Eingriff in die Intimsphäre der Bürger die vielbeschriebene, gleichfalls vorschnell von Amts wegen verschriebene Rechtschreibreform? Die Wirkungen auf die als »schöne« etikettierte Literatur sind bereits jetzt kaum abzusehen.

<sup>385</sup> *Tribade*, das SANDERS, Fremdwörterbuch, Band 2, S. 570, noch verzeichnet, sagt heute wohl niemand mehr.

<sup>386</sup> Auch die honesten Wörter sind häufig ihrer Bedeutung nach gestuft, haben gleiche Entwicklungsprozesse durchgemacht und treten in ähnlicher Weise zu Dubletten zusammen, wie die dishonesten, z. B. *schmeißen* (wie Töpfe sollst du sie zerschmeißen« Psalm. 2, 9) / *werfen*; *kriegen* («die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft« Jesaja 40, 11) / *bekommen*, beide erst melioriert, dann pejoriert, *egal* (*vulgo* auch betont *égal*) / *gleich*; *kaputt* / *entzwei* usw. Besonders differenziert sind die Paare *Dame* / *Frau* / *Weib* und *Herr* / *Mann*, deren erste Glieder zahlreiche ständische Varianten zeigen, und die zweiten auch nicht auf die bloße Bezeichnung der Geschlechter festzulegen sind. Ein »Dienstmädchen« in meiner Verwandtschaft pflegte die gesellschaftlichen Vorzeichen gerade umgekehrt zu setzen und meldete einerseits: »Da is a Herr, der will die Kohlen bringen«, andererseits kündigte es eine der offiziellen Antrittsvisiten an: »Da is a Mann, der will zu Herrn Doktor«. Daß sich die Terminologie vergangener Zeiten und Rangordnungen nicht so schnell verdrängen läßt, sieht man, daß die *Damen und Herren* nicht nur in der Anrede noch immer vorherrschen, sondern auch im Sport und bei den Aborten.

<sup>387</sup> Dabei galt es, wie ich von englischen Verwandten erfahren habe, zu ihren Lebzeiten noch als *Shocking*, von einer Person zu sagen, sie habe *Sex Appeal*, was heute doch zu deren normalem Signalement gehört.

Denn – es ist nicht leicht, sich ein Leben ohne Dichtung oder zumindest eine Dichtung, die man weder kennt noch schätzt, als Dauerzustand vorzustellen. Aber man muß sich angesichts der Entwicklung dieses Jahrhunderts wohl zumindest theoretisch darauf vorbereiten. Gewiß kann man einmal überlegen, ob der höhere Rang geistiger Arbeit gegenüber – nicht der körperlichen Leistung, die ja ihre Dignität behält und durchaus veredlungsfähig ist – sondern allem gegenüber, was mit Geld und Geschäft zu tun hat,<sup>388</sup> nicht auch nur der Erfolg einer Lobby ist oder eine Verschwörung, wie mans wohl genannt hat; und das tut man heutzutage sehr gründlich. Da gewinnt auch der bloße korrekte Gebrauch der Muttersprache schließlich ein Sozialprestige, das man genießt oder voller Haß bekämpft. Paradox ist nur, daß die Privilegierten für die diversen Sprachrudimente, die statt dessen umgehen, wie die ominösen »Jugendsprachen«, noch dankbar erscheinen, und sich sogleich auch »Experten« finden, die dergleichen untersuchen. Solche Blüten des Geisteslebens brauchte man wohl nicht eigens zu sammeln, ohne daß gleich die »Kultur« zurückbliebe mitsamt ihren sämtlichen -kammern, -beauftragten, -tagungen und -preisen, doch bleibt es ein Übelstand, daß Gesetze der Ästhetik gegenstandslos geworden scheinen und Gesetze des Anstands (oder wie man sie nennen will) nicht mehr gelten.

Mußte man früher beispielsweise nach »unanständigen« Stellen in einem literarischen Text bei Bedarf mühsam suchen, so muß mans heute bald nach den dezenten.<sup>389</sup> Wie diskret hat doch der sonst nicht gerade durch ein Übermaß an Zurückhaltung ausgezeichnete Goethe etwa die heikle Situation in den »Wahlverwandtschaften« dargestellt. Mit wie scheuem Finger hat ein so feinsinniger Dichter wie Friedrich Huch (1877–1913) noch am *Fin-de-siècle* auf solche Dinge gewiesen: In seinem Roman »Pitt und Fox« z. B. (1909) genügt ihm ein kurzer Satz, um das Nötige zu sagen und doch hat selbst er bei seiner Hamburger Dienstherrin, Sophie Laeisz, wegen der angeblichen Frivolität seines Erstlingsromans »Peter Michel« Anstoß erregt.<sup>390</sup> Selbst die Trivilliteratur war im Vergleich zu heute in diesem Punkt geradezu keusch. Statt dessen beginnt ein moderner Roman, und sei es auch der eines Nobelpreisträgers sofort mit einer erotischen Szene ohne allen Reiz, die an dieser Stelle niemand interessiert, und die eher an ein medizinisches Protokoll erinnert, als an die Himmelsmacht des Eros, der überhaupt Hausverbot zu haben scheint, so als sei der Reiz der Literatur etwas Analoges zum Hustenreiz oder noch banaleren Drängen! Was soll man aus solcher Lektüre für eine andere Erfahrung gewinnen, als sie Alfred Kerr einmal ausgesprochen hat: »Das Ding, worum man raunt und schreit, ist von beschränkter Wichtigkeit«.<sup>391</sup> Was ergibt sich über den Wert solcher Werke für ein anderes Urteil, als im 1. Corinther 13, 1 gefällt ist?

In einer Situation, die sich so vielfach verändert hat, wie es die von heute (und vermutlich auch die von morgen) ist, über die Liebesgötter zu schreiben, erscheint

<sup>388</sup> In der Aristokratie galt als nicht salonfähig »was hinter dem Ladentisch steht«: *Das* unterschied Ärzte von Apothekern, Schriftsteller von Buchhändlern usw.

<sup>389</sup> Wie diese Frage noch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts mit Vorsicht diskutiert wurde, selbst im leichten Genre, sieht man bei ECKSTEIN, *Nackte*, S. 97–106.

<sup>390</sup> GERHARDT, *Laeisz*.

<sup>391</sup> »Theater, Theater« in der Fassung, die Kerr selbst auf eine alte Schellackplatte gesprochen hat.

obsolet. Angefangen hatte ich damit aber schon vor fünfundsiebzig Jahren, als die Lage noch nicht war, wie sie geworden ist. Damals konnte ich im Antiquariatshandel ein Heft mit »Schönen neuen Liedern« erwerben, unter denen sich das im zweiten Kapitel besprochene Messelied befand. Gleich als ich es gelesen hatte, fühlte ich mich an Goethes Gedicht und seinen Titel erinnert, den ich damals in der Unschuld verstand, ohne wie Genelli und Kaulbach zu reagieren. Ich bemerkte aber bald, daß es sich hier nicht nur um ein »normales« Thema der Goethe-Philologie handelte, sondern um ein Thema von spezifischem Belang, das ich mir denn auch immer wieder vornahm. Ich wollte aber beileibe nicht dem Zeitgeschmack entgegensteilen und nur aussprechen, was bisher unerörtert geblieben war, weil es in jener Zwischenzone lag, die man in der Regel nur im Schutzzanzen der Wissenschaft und nicht länger als nötig betrat, d. h. man behandelte dergleichen lieber mit als ohne Fußnoten, deren apotropäischer Wirkung man sicher sein konnte.<sup>392</sup>

Nun ist, nach so langer Zeit, nichts Ganzes und nichts Halbes herausgekommen. Überdies drohte die Gefahr immer deutlicher, das zum Thema Gehörende mit allzu vielem auszustopfen, was mit ihm nur in losem Zusammenhang stand, was ich aber doch gern loswerden wollte. Ohne vielfältige Ermunterung und Hilfe wäre das Ganze sicherlich unterblieben. Doch nun ist es einmal so weit gekommen, und ich kann nur darum bitten, es mit Nachsicht aufzunehmen, und mich für alle Unterstützung bedanken. Besonders gilt das für das vorletzte Kapitel, das ich nur *ad usum proprium* entworfen hatte: *Druz' ja ugovorili* pflegte man in Rußland zu sagen: Die Freunde haben mich überredet, und so stehts nun hier.

Doch man muß wohl in der Tat konstatieren, daß inzwischen der Sinn für das gefährdet oder schon verloren gegangen ist, was seit der Antike den Reiz solcher Idyllendichtung ausgemacht hat. Aus den Erosen und ihrem Verkauf sind anatomische Gegebenheiten geworden, aus dem Bild in Stabia sind die Bilder von Genelli und Kaulbach hervorgegangen, und auch sie sind schon überholt, weil man jetzt wohl sofort auf keine andere Deutung der Liebesgötter kommen würde, als die sozusagen korpuskulare: Was bis dahin eine Möglichkeit war, ist zur banalen Gewissheit geworden. Wenn *penes* gemeint sind, so nennt man sie.<sup>393</sup> Die Liebesgötter

<sup>392</sup> Vgl. GASDE, Noten.

<sup>393</sup> Als Beispiel nenne ich das 1999 in New York herausgekommene »Book of the Penis« bemerkenswerter Weise von einer Verfasserin, Maggie Paley, das die Presse in Los Angeles als *Present für fun and interest* rühmt und für einen *Party-Spaß* durchaus als geeignet ansieht, aber doch auch »solide Wissensvermittlung« davon erwartet. Renate Weitbrecht hat uns eine deutsche Übersetzung nicht vorenthalten, aber einen Obertitel davorgesetzt: »Unter dem Feigenblatt«; Katrin Steigerwald hat ein entsprechendes, witzig montiertes Titelbild geliefert. Mit dieser sozusagen europäischen Einschränkung ist das Buch 2001 in Hamburg und Wien erschienen. Obwohl es, wieder der Presse nach, für beide Geschlechter gedacht sein soll, hat ein anderer Verleger in Wiesbaden 2004 unter ausdrücklicher Verweisung auf den männlichen Vorgänger, bei Francesco Valitutti und Diego Verdegiglio als Pendant dazu ein »Il Libro della Vagina« (Rom 2000) in Auftrag gegeben, das Christiane Winkler übersetzt (Hamburg 2002) und das Feigenblatt, diesmal als Untertitel, beibehalten hat. Die Reihenfolge beider Bücher ist insofern ein *Hysteron Proteron*, als der öffentliche Kult der Vagina mit dem feministischen Impuls einhergegangen ist: Es sei an Eve Enslers »Vagina Monologues« (New York 2001) erinnert, die schon 1996 von New York aus über die Bühnen der

sind dazu nicht mehr vonnöten, man will keinen kindlichen Anschein mit einer »erwachsenen« Bedeutung verbinden, die Kindlichkeit der Delizien und ihre miniaturnahe Gegenwelt langweilt den Leser von heute, wofern es den noch gibt. Die Liebesgötter, noch dazu die auf dem Markte, sind viel zu sehr rhetorische Figuren, Codewörter, deren Verwendung einen stärkeren Grad von geistiger Tätigkeit und die Kenntnis des »Schlüssels« voraussetzt, in diesem Falle die antike Mythologie. Das ist auch anders, als etwa beim Herzen, das als eigener Besitz eines jeden durch zahlreiche Redegewohnheiten stärker in die Sprech- und Singweise eingewoben ist und sich bis heute auch in Rock und Rap zu halten scheint.<sup>394</sup> Die Liebesgötter sind schon als Darstellung ihrer selbst zu schwach umschrieben, und, als das, was sie in Gottes Namen, auch sonst noch sein mögen, zu kraftlos, so daß sie sich gegen diesen Konkurrenten nicht halten können. Sie strecken also einstweilen die Waffen.

Sicherlich wird auf all dieses ein Rückschlag kommen; wann und wie, das liegt in den Knien der Götter (die man vielleicht heute auch schon mit Hintersinn betrachtet). Man kann nur hoffen, daß diese Reaktion nicht allzu »reaktionär« ausfällt. Wie sollten es die Liebesgötter im übrigen besser haben als unsere Kinder? Und die werden künftighin keine große Rolle mehr spielen, obwohl es die Staatsmacht mit allen Mitteln versucht, sie in den Vordergrund zu boxen: »Stellt Kinder her, die Nacht gehört dem Staat« (Erich Kästner); denn wenn auch der Wunsch nach Soldatennachschub vielleicht geringer geworden ist, als in früheren martialischen Zeiten, wo bleibt denn aber die künftige Verbrauchermasse? Der vielbeschriebene Grund, daß Kinder als Störung empfunden werden, weil sie laut sind, ist wohl nur für Wohnblockbewohner und Schrebergartenbesitzer ein Alibi, außerdem ist es bereits eine Folge ausbleibender Erziehung, daß sie laut sind. Ich erinnere mich der schweigenden Kinderscharen, die sich am kroatischen Meeresstrand lebhaft aber ohne Geschrei mit sich selbst und der damals noch vorhandenen Natur beschäftigten, oder an die Mengen neugieriger Kinder, die in Pakistans Einöden plötzlich in Mengen aus dem Boden wuchsen, wenn ein Fremder auftauchte, und die niemand anzuhalten brauchte, zwecks »Selbstverwirklichung« in Unfug und Getobe zu verfallen, statt ihrer natürlichen, kindlichen Neugier nachzukommen, wobei dann im Hintergrund bereits der unausbleibliche Psychologe auf das Resultat gewartet hätte. Nein, Kinder sind Kinder und haben genug mit ihren Eigenheiten zu tun, als daß sie mit der Nase auf das »soziale Leben« gestoßen zu werden brauchten, ohne das vorschulische

---

Welt gelaufen sind. Das Vertrauen in den vorgegebenen Grad von Gründlichkeit und Desinteresse, den die genannten Schriften zur Schau tragen, ist schon deswegen nicht gerechtfertigt, weil sie in jenem lockeren, oft schnodderigen Ton gehalten sind, der erkennen läßt, daß sie vor allem mit dem stofflichen Reiz ihres Gegenstandes kalkulieren, kaum anders, als es jeder Produzent von Zoten tut. So glaubt man Ihnen die lautere Absicht, auch mit Anmerkungen, nicht ganz. Vor einem Buch, wie FRISCHAUER, Sittengeschichte, gesteht dies der Verlag (Th. Knaur) offen ein (»Über dieses Buch« S. 1): »In einer Zeit, in der Pornographie längst nicht mehr verstohlen unter dem Ladentisch gehandelt wird, in der man Lustgewinn um jeden Preis und auf allen Gebieten proklamiert, in der aber auch schon die lautstark proklamierte sexuelle Befreiung ihren revolutionären Impetus eingebüßt hat – in unseren Tagen also hat Sittengeschichte das Odium frivoler Pikanterie verloren.«

<sup>394</sup> Vgl. das Kapitel »Von Herzen – über das Fortleben eines Symbols«, in: KRUSE, Herzen, S. 86 ff.

Getue mit allen seinen geschäftigen Erwachsenen auf ihren eigens geschaffenen »Arbeitsplätzen«. Wenn man keine Natur mehr hat, und sei es Wüste und Einöde, dann werden nicht nur die Erzieher un-natürlich, sondern auch die Kinder selbst. Die Erogen müssen schon allein zusehen, wie sie mit der neuen Welt zurechtkommen, auf daß es nicht *nur* der alleinseligmachende »Markt« sei, der das Interesse an ihnen wachhält und damit am *Kauf* der Liebesgötter. Die werden sich den Olymp schon zusammen mit Engeln, Putten und Amoretten in einem neuen Kinderkreuzzug zurückerobern. Das Internet haben sie jedenfalls bereits gewonnen: Als einer meiner Söhne mich von meinem allzu esoterischen Titel durch die Warnung abzubringen versuchte, daß der Durchschnittsleser unter »Liebesgötter« erotische Gebrauchsgegenstände à la Beate Uhse und unter »Metastasen« die Folgen eines Carcinoms vermuten würden, schlug ich ihm vor, doch die Probe aufs Exempel zu machen und sich durch »Google« im Internet tatsächliche Auskunft über die Liebesgötter zu holen; das Ergebnis war, daß in 1,2 Sekunden »ungefähr 749« Belege ausgeworfen wurden, das meiste Schrott oder Wiederholungen, aber auch eine Menge von Belegen, die ich noch nicht kannte und einen, den ich hätte kennen *müssen*. Dies Erlebnis hat mich aber auch endgültig davon überzeugt, daß mit dem neuen Jahrtausend eine »Wende« eingetreten ist, die alle Bereiche dessen verändert, was man bisher unter »wissenschaftlicher Arbeit« verstanden hat. Die Spannweite des Internets, die Jedem auf dieser Welt die Teilnahme ermöglicht, macht individuelle Leistungen entsprechend geringer – etwa auch bei Prüfungen – denn sie bringt im Nu Sammlungen zustande, die bisher einem Gelehrten als hohes Verdienst angerechnet wurden, und macht Konkordanzen und Goethe-Wörterbücher unnötig; außerdem stellt sie die Rechtsgrundlage geistigen Eigentums und seines Schutzes in Frage. Und doch: Denke ich an ein monumentales Werk wie die »Deutsche Sprachstatistik« von Helmut Meier (Hildesheim<sup>1</sup> 1964), die in einem entsagungsvollen Leben ohne jegliche Unterstützung am Schreibtisch eines schlichten deutschen »Volksschullehrers« zusammengebracht wurde, so glaube ich doch einen Vorteil der forschenden Person gegenüber der Suchmaschine zu sehen: Daß sie nämlich zwischen den immer vollkommeneren Mitteln und dem immer punktuellen Zweck zu unterscheiden weiß; denn Meier ist bei seiner Zählarbeit auf so viele anregende und nützliche Gedanken gekommen, wie es keine Maschine kann. So hat er durch sie den Hörtest angeregt, den heute jeder Schwerhörige durchlaufen muß (wofür ihm der Mediziner, der seine Unterlagen benutzt hat, ein Paar Lederhandschuhe geschenkt hat!), oder eine Schreibmaschinentastatur nach deutschen statistischen Gegebenheiten vorgeschlagen, für die man heute jungen Leuten, die sie, statt Fußball zu spielen, am Computer errechnet haben, den Preis für »Jugend forscht« verliehen hat, usw.

Nein, eine »Chancengleichheit« für alle bietet auch die Menge der Mittel nicht, die heute Jedem zur Verfügung steht. Man vergißt allzu leicht über dem Kalkulieren das Denken, über der Simulation die Wirklichkeit, über statistischen Tatbeständen, wie die Phänomene für eine Statistik reif geworden sind, über der Quantität die nicht wegzuleugnenden Qualitätsunterschiede. Aber den Ehrendoktor, den man Meier für sein Lebenswerk schließlich doch gegönnt hat, wird man schnell für weniger bedeutende Leistungen parat haben. Daß ich dennoch an dieser »Mauer« zwischen Einst und Jetzt als Ersten den Liebesgöttern begegnet bin, läßt mich hoffen, daß die Welt doch so geblieben ist, wie sie war und vermutlich auch sein wird.

Sie sind als Götter Kinder.  
Man liebt sie drum nicht minder,  
Selbst Zyniker und Spötter  
Verehren diese Götter  
Und selbst auf ihre Weise  
die kalt gewordenen Greise.  
O, seht die schönen Vögel,  
Sie stehen zum Verkauf.

Sind Kinder, die die Frauen  
Voll Heiterkeit beschauen,  
Sind Götter, die auf Männer  
Als ihre Opferlämmer  
Mit Pfeil und Bogen zielen,  
Auch wenn sie nichts als spielen?  
Im Käfig sind die Vögel,  
Sie alle stehn zum Kauf.

Befreit von jedem Irrsal  
Und zwiegespaltnem Wirrsal  
Der kämpfenden Geschlechter  
Im Spiel und mit Gelächter  
Sind eifrig sie zugange:  
Hermaephrodit und Range.  
O, seht die muntren Vögel,  
Sie stehen zum Verkauf.

So lange Menschen leben,  
Wirtd auch die Kinder geben,  
Die kleine Dinge machen  
Und über große lachen.  
Man wird sie dulden müssen  
Und doch am Ende küssen,  
Die holden Götterkinder.  
Sie stehn hier zum Verkauf.

Denn wie ihr Los auch fiele,  
Die Liebe ist im Spiele,  
Sonst wär auf diesem Sterne  
Der Götter Segen ferne,  
Doch Liebe hält die Zügel  
Und *alle* haben Flügel!  
Wie artig sind die Vögel!  
Wie reizend ist der Kauf!

